

Allein unter 89 Frauen

Quote Der Schweizer René Mägli stellt nur Mitarbeiterinnen ein – aus Prinzip. *Von Tobias Schall*

Es gibt schönere Ecken in Basel als diese hier. Unablässig fährt die Tram, graue Geschäftsbunker mit zweifelhafter Architektur prägen das Bild. Von außen deutet wenig darauf hin, dass versteckt zwischen Swisscom-Shop und Dönerladen in der Steinentorstraße ein einmaliges Arbeitsmodell existiert. Man muss die Antithese zur Weltwirtschaft suchen. An einem Buchladen ein paar Häuser weiter hängt ein Plakat an der Fassade: „Die Schweiz ist wie ein Geisterfahrer. Wir denken, alle anderen spinnen.“

Manche halten René Mägli für einen Spinner. Auf eine gewisse Art ist er ein Geisterfahrer der Wirtschaft. Er widersetzt sich allem, was sonst so getrieben wird.

René Mägli stellt nur Frauen ein. Der Geschäftsführer des Basler Ablegers der MSC-Reederei wartet im zweiten Stock eines mäßig schönen Betonbunkers. MSC ist die zweitgrößte Reederei der Welt, ein sogenannter Container Carrier. Herr Mägli führt in den Konferenzraum. An der Wand hängen Bilder von Transportschiffen der MSC, gewaltige Containerschiffe. Im Eck steht ein roter Bonsai. Wie solche Räume eben aussehen, überall gleich. Doch dies ist eine Parallelwelt. Eine Frauenwelt. „Bitte“, sagt Herr Mägli und zeigt auf einen Stuhl.

„Für uns als ein Dienstleistungsunternehmen ist es das Beste, wenn hier nur Frauen arbeiten.“

René Mägli, Chef einer Basler Reederei-Agentur

Asketisch sieht er aus. Konservativ mutet er an. Doch er ist das Gegenteil. Ein Vorzeigunternehmer und ein vielbeschäftigter Mann. Auch und vor allem derzeit, weil neben dem Tagesgeschäft seine Mission im Fokus steht. Vor der Tür wartet schon der ORF. Es ist viel los in diesen

Zeiten, da mal wieder darüber diskutiert, wie man mehr Frauen in Führungspositionen bekommt. Herr Mägli könnte jede Woche irgendwo im Fernsehen sitzen, bei Kerner, bei Beckmann, bei Lanz und wie sie alle heißen. Herr Mägli hat überall abgelehnt. Er mag das Fernsehen nicht. Zu Hause schaut er allenfalls morgens vor der Arbeit schnell nach, was Wichtiges passiert sein könnte. Außerdem, so sagt er, gehe es nicht um ihn, sondern um die Sache.

„Ich will Frauen helfen, und auf der anderen Seite Männern sagen: öffnet euch.“ Seit rund zehn Jahren stellt der 61-Jährige nur noch Frauen ein. 89 sind es mittlerweile. Sie kommen aus der ganzen Welt, und sie besetzen alle Positionen. Damen sitzen am Empfang, sie arbeiten als Controllerinnen, sie sind IT-Spezialistinnen, Direktorinnen oder Finanzvorstand. Man hat ihn viel genannt in all den Jahren. „Patscha“ oder „Schwuchtel“. Ein Frauenverstehender sei er. Eine Art Schweizer Alice Schwarzer, mit XY-Chromosom. Es amüsiert ihn. René Mägli sagt, dass er Geschäftsmann ist. Ein Egoist statt ein Altruist, sozusagen.



Der letzte Mann: sein Nachfolger soll weiblich sein, sagt René Mägli, der Landeschef einer Reedereiniederlassung in Basel. Foto: Margrit Müller

Stetig wächst sein Umsatz in der umkämpften Logistikbranche, teils im zweistelligen Prozentbereich, die Zahl der Mitarbeiterinnen ebenso. Ist er erfolgreich wegen der Frauen, trotz der Frauen, oder haben Erfolg und Geschlecht nichts miteinander zu tun? Er sagt: „Ich bin der Firma verpflichtet, und ich habe erkannt, dass es für uns als Dienstleistungsunternehmen das Beste ist, wenn nur Frauen hier arbeiten.“ Herr Mägli führt durch sein Reich. Es erschließt sich über drei Stockwerke. Frauen über Frauen. Es ist hektisch. Es geht zu wie an der Börse. Überall wird telefoniert. Es ist ein internationales Geschäft, es muss schnell gehen und oft parallel. Die Reederei ist ein Dienstleister. Sie verschifft Kaffee oder was auch immer von A nach B. Adrett sind seine „Ladys“, wie er sie nennt, und jung. Das ist Zufall, sagt er. Es gibt Wichtigeres. „Schauen Sie.“ Er zeigt auf die Anordnung der Schreibtische in den Büros: „Niemand dreht der anderen den Rücken zu.“

René Mägli ist ein stillvoller Mann. Ein Cavalier der alten Schule. Man merkt das

in jedem Satz, in jeder Geste, ja, man sieht es ihm an, wenn der Unternehmer mit Siegelring an der rechten Hand, goldenen Manschettenknöpfen und der um den Hals baumelnden Brille das so vor einem sitzt. Nur über sein Privatleben spricht der gebürtige Basler nicht. Eine Partnerin habe er, das muss reichen. Um die Frauen soll es gehen, nicht um ihn. „Ich achte die Frau als Mitarbeiter und als Frau. Es ist kein Widerspruch, galant zu sein und eine Dame auch wie eine Lady zu behandeln.“ Zu Weihnachten bekomme jede einzelne ein persönliches Geschenk.

Die Frauenquote ist so etwas wie der Yeti der politischen Agenda. Immer mal wieder wird das Thema gesichtet, in unregelmäßigen Abständen seit vielen Jahren, doch existieren tut sie nicht. Die Aufregung ist jedes Mal groß, es gibt hitzige Debatten, kluge Hinweise, doch alsbald ist das Thema wieder verschwunden, ohne dass sich etwas verändert hätte. Diesmal hält es sich länger, und, immerhin, hat sich die Regierung mit den Konzernen darauf geeinigt,

dass die sich doch etwas bessern mögen, sonst, Obacht, kommt ein Gesetz.

René Mägli schüttelt den Kopf, wenn er „Frauenquote“ hört. Er hält nicht allzu viel davon, alles mit Gesetzen zu regeln. In der Schweiz, die erst 1971 das Frauenwahlrecht eingeführt hat, erschauern viele bei der Vorstellung einer nach DIN-Prinzip vom Staat reglementierten Wirtschaft. Gesetze, so sagt er, gibt es ohnehin viel zu viele. „Das regelt der Markt“, glaubt er.

Das tut er bislang zumindest nicht. Aber Herr Mägli glaubt, dass sich das ändert. Er hat in seinem Umfeld einen Umschwung erkennen können. „Immer öfter höre ich, dass Leute sagen, sie hätten jetzt auch Frauen eingestellt.“ Schlecht sei das für ihn, sagt er lächelnd. „Ich verliere meinen Vorteil gegenüber der Konkurrenz.“ Die Unternehmensberatung McKinsey kam 2010 zu dem Ergebnis, dass die Zahlen jener Firmen am besten sind, bei denen der Frauenanteil im Vorstand am höchsten ist. Männer, so Mägli, schauen nach ihrer Karriere und stecken ihre Energie in Machtkämpfe. „Frauen arbeiten teamorientiert für die Firma, für die Sache, nicht für sich.“

Eigentlich ist alles ein Zufall gewesen. Vor fast einem Jahrzehnt fiel Mägli eine Angestellte auf, die trotz tadelloser Leistungen in ihrer Abteilung nicht vorwärts kam. Ihr Vorgesetzter hinderte sie am Aufstieg, fuhr seine Ellenbogen aus. „Da habe ich gemerkt, dass hier etwas brachliegt.“ Er trennte sich 1995 von seinem Vizedirektor. In der Folge fiel seine Wahl fast immer auf eine Frau, wenn es galt, eine Stelle zu besetzen. Nach und nach verließ Mann um Mann das Unternehmen. Den letzten hat er vor sieben Jahren entlassen, ein Sachbearbeiter. „Alles, was er nicht wusste, verschwand in der Schublade.“

Die meisten seiner „Ladys“ bildet er selber aus. Er zahlt Männergehälter und bietet flexible Arbeitszeiten für Mütter, die selbst entscheiden können, zu welchen Bedingungen sie zurückkommen wollen. Die Fluktuation im Unternehmen ist gleich null. Das Betriebsklima sei prächtig. Am Anfang, so erzählt er, sei die Umstellung für die Frauen gewöhnungsbedürftig. Für Patrizia Di Geronimo, 24 und bereits Finanzdirektorin, ist es der ideale Arbeitsplatz. Sie hat in der Reedereiagentur mit 15 Jahren ihre Ausbildung begonnen, später dann wollte sie es woanders versuchen. Sie ist jung, sie ist eine Frau, schlechte Voraussetzungen für eine Karriere, wie sie feststellt. Sie stieß an Grenzen, an die gläserne Decke. Bis hierher und nicht weiter. Wie so viele Frauen in der Wirtschaft. Im September ist sie zu Mägli und MSC zurück. Herr Mägli traue den Frauen jede Menge zu, sagt eine Mitarbeiterin, und man habe nicht immer den Druck, sich gegen Männer durchsetzen zu müssen.

89 Frauen, doch der Chef ist ein Mann. Ein Widerspruch oder, wenn man so will, eine stringente Logik im Wirtschaftsleben? Er beschäftigt viele Frauen, aber in Wahrheit läuft es wie überall? Herr Mägli lächelt. Er arbeitet daran, sich abzuschaffen. Noch drei Jahre, so sagt er, wolle er leiten, was er aufgebaut habe, dann sei es Zeit zu gehen. „Mein Nachfolger wird mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit eine Frau“, sagt er. „Natürlich.“

Peinliches Schweigen

SPD Sigmar Gabriel ist den Genossen eine Erklärung schuldig: Er muss sich zum Fall Sarrazin verhalten. *Von Bärbel Krauß*

Das die zuständige Schiedskommission in den mindestens rassistisch angehauchten Thesen Thilo Sarrazins keinen Grund für einen Rauswurf sieht, stellt die SPD vor ein Problem. Immerhin hat ihre Bundesspitze vor ein paar Monaten noch einmütig das Gegenteil beschlossen und gefordert. Aber auch der, der das anerkennt, hat Mühe, den Umgang der Parteispitze mit der Beerdigung des Falles Sarrazin als angemessen oder auch nur als professionell gelten zu lassen.

Die nachösterliche Politikpause ist keine Entschuldigung, dass die Spitzengenossen so schweigsam bleiben. Viele ihrer Mitglieder und Wähler verstehen nicht, wieso Sarrazin nun doch weiterhin als Sozi geduldet wird. Der Brief an die Gremien, den Generalsekretärin Andrea Nahles gestern eilends verfasst hat, wird nicht ausreichen, die Unruhe unter den Genossen zu beschwichtigen. Dabei gäbe es Erklärungen: Es wäre zum Beispiel nicht illegitim, eine fortlaufende Auseinandersetzung über Sarrazin als Risiko für anstehende Wahlen zu sehen und sie nach Möglichkeit zu vermeiden. Es wäre zweitens keine Schande, wenn die Schiedsordnung der SPD ein besonderes hohes Maß an innerparteilicher Toleranz abverlangen würde. Allerdings müsste man dafür eintreten. „Man“ könnte in diesem Fall Sigmar Gabriel heißen und einräumen, dass man in dieser Frage dazulernen musste.

Geiselnbefreier

Nordkorea Jimmy Carter vermittelt in Pjöngjang. Die Erfolgsaussichten sind gering. *Von Christian Gottschalk*

Besonders nachtragend scheint Jimmy Carter nicht zu sein. Es ist gerade einmal acht Monate her, dass der ehemalige US-Präsident bei seiner letzten Nordkorea-Mission böse versetzt worden ist. Diktator Kim Jong-il hatte den Gast als Bedingung dafür angefordert, einen inhaftierten Amerikaner freizulassen, dann aber ein Treffen abgelehnt, was als diplomatischer Affront gewertet wurde. Immerhin durfte Carter seinen Landsmann mit nach Hause nehmen. Seit fünf Monaten ist in Nordkorea wieder ein US-Bürger in Haft – gestern landete Jimmy Carter in Pjöngjang.

Dass der Expräsident bei seiner Reise von ehemaligen Staatslenkern aus Finnland, Norwegen und Irland begleitet wird, nährt die Vermutung, dass es um mehr geht als um Gefangenenerlöse. Die Gespräche über das nordkoreanische Atomprogramm stocken. Schon die Liste an Vorbedingungen, die erfüllt werden sollen, damit sich die Beteiligten wieder an einen Tisch setzen, wächst unaufhaltsam. Südkorea verlangt Entschuldigungen für militärische Provokationen, die USA fordern ein Zeichen der Abrüstungsbereitschaft – und Nordkorea glaubt, sich mit der Begnadigung von Ausländern genug zu bewegen. Seit einer Woche sind in Nordkorea zwei Japaner in Haft. Mit etwas Glück können Carter und Co. diese drei Geiseln befreien. Auf mehr zu hoffen wäre verwegen.

Unten rechts

Datenschutz

Die CDU will als Eichhörnchenpartei neues Profil gewinnen. Jetzt, wo der Frühling da ist, alle Menschen nach Sonnenbränden lechzen und denken, dass die Bäume des Wirtschaftsbooms in den Himmel wachsen, kann Deutschland von dem buschschwanzigen Nager eines lernen: der Winter und die unweigerliche Krise dürfen uns nicht unvorbereitet treffen. Wir brauchen Datenvorräte. Während die FDP darauf dringt, die Ware per Schockgefrieren haltbar zu machen, fürchten die Christdemokraten, dass dabei wertvolle Inhaltsstoffe verloren gehen könnten.

Wenn beispielsweise eine Rastafahrung in der Reggaezene ansteht, dann ist es gut, wenn der Staat stets frangrische Daten zur Hand hat. Als Konjunkturkurbel kann im Krisenfall der Bau von Datenautobahnen, auf denen blitzschnelles Speeddating vonstattengehen kann, helfen. Mit einem ausreichenden Datenschutz kann die Bundesbank eine eigene Datingagentur gründen, die Deutschland mit wichtigen Kreditgebern im Nahen Osten verknüpft. Nach Abschaffung der Wehrpflicht empfiehlt der Verteidigungsminister den sofortigen Einstieg in die Vorratssoldatenspeicherung. Bei der Debatte geht es um mehr als das Erringen von Parlamentsmandaten. Wenn die Krise kommt, darf die Politik nicht datenlos zusehen. *Markus Klohr*

In Gaza wird die Revolte im Internet geprobt

Protest Eine junge Bloggerin revoltiert gegen Hamas-Gängeleien und weiß die Facebook-Generation auf ihrer Seite. *Von Inge Günther*

Das sonst so ruhige Meer in Gaza ist aufgewühlt, die Nachtluft vom Sandsturm diesig verhangen. Böen pfeifen durch das Strandrestaurant und blähen die dekorativ drapierten Tücher an der Decke wie Segel auf. Bewegte Zeiten, die zur politischen Stimmung passen. Asma al-Ghoul wickelt ihren Schal enger um die Schultern. Fröstelnd verschränkt sie die Arme vor der Brust. Für einen Moment wirkt sie unglaublich verletzlich. Dabei ist sie mit ihren 29 Jahren eine der mutigsten Stimmen im Gazastreifen.

Selbst Ministern sagt sie ihre Meinung

Al-Ghoul ist eine Bloggerin, die sich die Freiheit nimmt, gegen die Gängeleien des Hamasregimes anzuschreiben, die sich auch nicht an Kleidervorschriften hält oder an das Verbot für Frauen, Fahrrad zu fahren. Dem Kultusminister der palästinensischen Islamisten habe sie ins Gesicht gesagt, „dass Leute über 18 Jahre doch wohl selbst entscheiden können, ob sie etwas lesen oder nicht“, erzählt al-Ghoul. Die Hamas hatte da gerade öffentliche Bibliotheken angewiesen, bestimmte Bücher aus den Regalen zu nehmen. Zum Beispiel eines des syrischen Autors Haidar Haidar, der in den achtziger Jahren „Ideen für Nichtgläubige“ herausgebracht hat. Auch „Chicago“ vom ägyptischen Schriftsteller Ala al-Aswani wurde, „wegen sexueller Szenen“ auf den Index gesetzt.

Die Bloggerin entzieht sich den Zensuren, in dem sie ihre aufmüpfigen Gedanken über den unabhängigen Server „Wordpress“ (asmagaza.wordpress.com) veröffentlicht. Ihr wöchentliches Blog, verfasst in Arabisch, findet wachsende Resonanz. Sie könne „den Lesern etwas bieten, was sie in keiner Zeitung fänden“, sagt die Aktivistin. Sie ist gut vernetzt, etwa mit den „Cyber-Dissidenten“, die in der arabischen Welt per Internet für Aufbruchstimmung sorgen. Ihre Augen blitzen, als sie erzählt, dass ausgerechnet ein Tunesier, Sami Ben Rabieh, ihr erster Blog-Trainer bei einem Workshop in Holland gewesen sei.

„Für die Hamas bin ich eine Unruhestifterin.“ Auch das sagt sie mit Stolz. Aber woher nimmt sie die Courage? Schließlich hat sie sich mit ihrer Kritik selbst in ihrer Verwandtschaft, die mit Ausnahme des Vaters ganz auf Hamaslinie ist, Ärger und Ablehnung eingehandelt. „Mein Schutz ist meine Feder, meine Aufrichtigkeit und vielleicht auch, wenn andere über mich schreiben.“ Nicht, dass sie keine Angst hätte. In einem anonymen Blog-Kommentar wurde ihr im November gedroht: „Wir töten dich in Rafah“ – ihrem Geburtsort im Süden des Gazastreifens –, „wir werden dich verbrennen und dein Sohn wird sich umbringen.“ Asma

al-Ghoul greift nach der Zigarettschachtel. „Im ersten Moment hat mich das furchtbar erschreckt.“

Zweimal hat die Hamas sie schon in Arrest genommen. Zuletzt bei einer Kundgebung für die demokratische Revolution in Ägypten. 400 junge Palästinenser waren einem Facebook-Aufruf gefolgt, sich auf dem Platz des Unbekannten Soldaten in Gaza-Stadt mit den Demonstranten auf dem Tahrir-Platz in Kairo zu solidarisieren. „Polizistinnen, getarnt hinter ihrem Gesichtsschleier, schlugen auf mich ein“, erzählt die Journalistin. Die Hamas glaube wohl, sie stecke hinter der anonymen Facebook-Bewegung „Gaza Youth Breaks Out“ – die Jugend Gazas bricht aus.

Asma al-Ghoul lächelt. „Früher hat keiner die Facebook-Generation ernst genommen. Jetzt ist die Regierung schwer beunruhigt.“ Umso mehr, als immer neue Facebook-Seiten, Tage des Zorns propagieren oder sich wie „Thauret al-Karama“ (Revolution der Ehre) gegen die Spaltung von Hamas und Fatah wenden. Allein in Gaza gibt es ein halbes Dutzend. Geprobt wird die Revolte im Internet, in der ungeschminkten Sprache jugendlichen Protests: „Wir haben das miserable Leben satt, gefangen gehalten von Israel, verprügelt von der Hamas und ignoriert vom Rest der Welt“, heißt es im Manifest von „Gaza Youth Breaks Out“.

Ihr Ausbruch der Empörung richtete sich nicht zuletzt gegen die von der Hamas-Polizei verfügte Schließung des Jugendfo-



In ihrem Weblog macht Asma al-Ghoul der Jugend Mut. Foto: StZ